

Die Zeitungszeit

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Mutter.

Erzählung von Ernst Zahn.

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Undermatt, des Kleinbauern, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Südeinde des Dorfes, klein, zweistöckig, mit graubemalten Schindeln verschlagen. Blumenstöcke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Blust auf die Hauswände nieder: schwere, große Nelken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mitten durch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Palisadenhag. Aus der Gartentür, die nicht mehr recht schließt und die zu schließen keiner die Mühe sich nimmt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holperpflaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pflaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf niedersieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen aufstehen. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der Heimlehrenden in ihren dunkeln Sonntagskleidern treten scharf aus den Grauweiß der Gasse heraus. Waldige Berge schauen nieder auf Steg. Die Reuß rauscht in ihrem breiten, mit Geschiebe überfahrenen Bett. Aus dem Madrumertal hervor blüht eine Ewigschneespitze.

Tobias Undermatt und die Zeinen kommen strahdabergegangen, alle drei, der Tobias, die Valbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Zeinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte da im Gebirge, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht; als ob die Bärtlichkeit eine Schande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange, hagere Gestalt

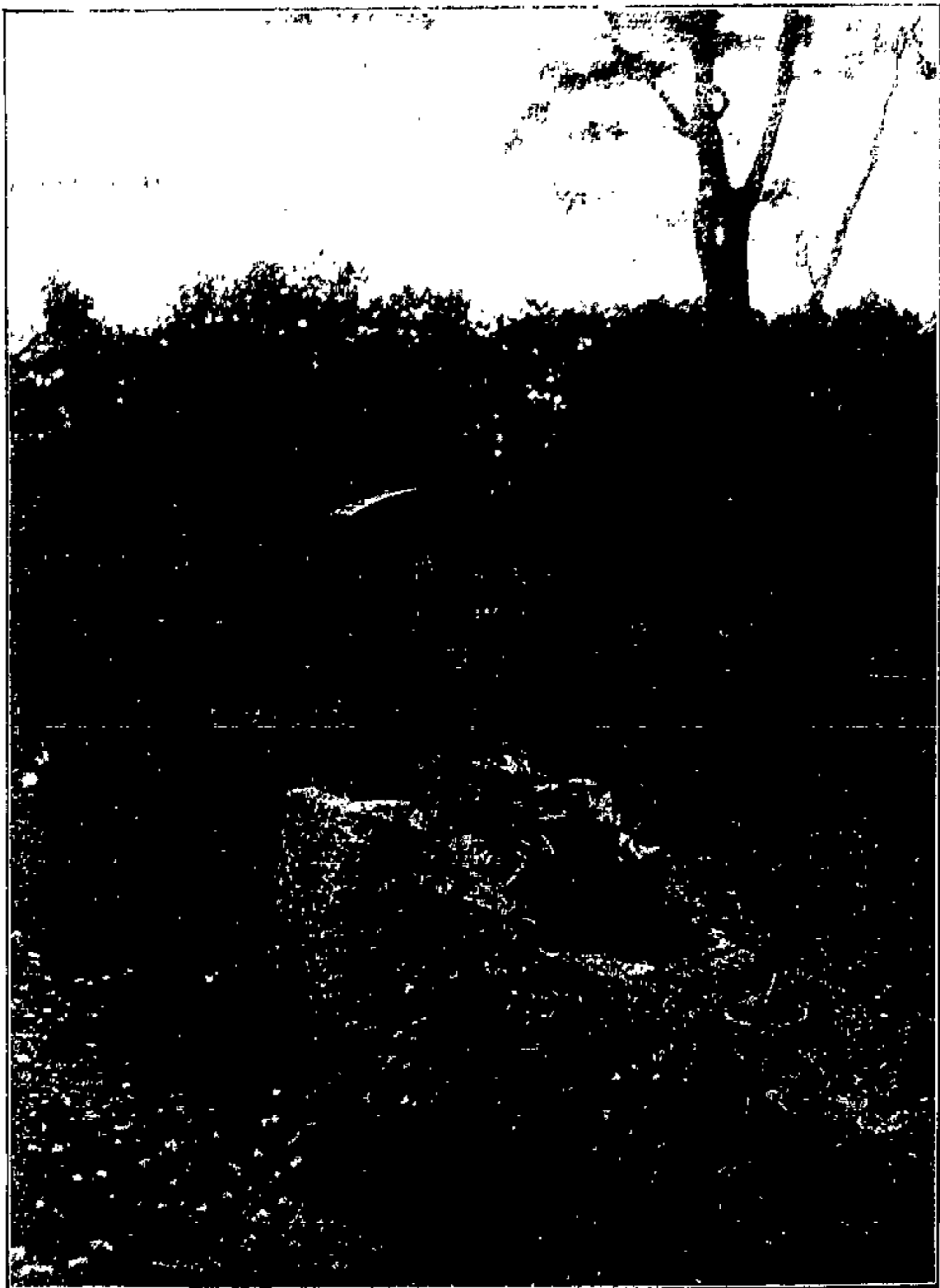
vornüber geworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen, aber so ein Menschenbaum morsch eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Neuhäres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe

In der Mitte der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias, geht die Valbina, sein großes Weib. Seit der Tobias geblüht geht, scheint die Valbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipsel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbliche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirft, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie festgeleimt scharfer hineinschauen. Um die mittelhohe Stirn legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirn so wachlern, schiebt das Schwarz der starken Frauen eigentümlich davon ab. Diese Frauen neben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Valbina einen düsteren Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgend eine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Mium hart; die Valbina ist ein stattliches Weib.

Die dritte in der Reihe, die auf der anderen Seite geht, ist die sechzehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den dreien, weil ihr Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich grell wie das junge Weibervolk da zu Lande, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen braunen Köpfe, die um die Schläfen gewunden sind, über der Stirn zusammenhält. Während die beiden anderen vor sich niederblicken, läßt die Lene die hellbraunen Augen, wie die Jugend soll, klar in den Tag hinausschauen.

Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches, pausbackiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Jauner die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und



Curt Grottewitz's Grab in Müggelheim.

Mücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbräunen Gesicht mit den grauen, buschigen Brauen hängt der gelbweiße Bart in zwei langen Spitzen gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervorstechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

Köhl die Wallina: wert! kann das Vörlein treten, nicht aus Sicht, weil, sondern weil da, in ihm ein Leben so ist, er ist die Frau den Vor tritt und der ... hat; deswegen ist der Tobias nach unten doch Herr gelieben.

An die reibere, kalle, gramgefäße Wobu habe ... nach dem anderen. Eine Frau ... auf dem braunen Nachs hab des ... Tobias hat schon danach ... nimmt sie an und liegt sie ohne ... als das ... hat. „Nest hat er die Worte doch noch gebracht, der ...“ sagt sie, nachdem sie gelesen hat.

„Kommst er?“ fragt der Tobias. „Wochen,“ gibt die Frau nickend zurück. Dann redet sie ihm die Worte hinüber, verzicht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als sehe ein Mädchen um ihren Mund oder sei nur die Aende ... durch die Augen gesehen.

Der Tobias ist redeliger. Er hat sich an eines der Fenster gesetzt, die ... herabsteigt und hochsteigt: die ... von sich ... er die ... Dann redet er behäuflich vor sich hin: ... rechten ... Die ... noch im ... und ... morgen noch ... drüben. Einen ... auch machen, Mutter.“

Die Wallina nickt, während sie sich in der Stube zu ... macht. Als sie ... kommt der Tobias hinter sein ... Aber beim Lesen stört ihn die Vene.

„Ich kann mir fast nicht mehr denken, wie er aussieht, der Retter Georg,“ sagt sie.

„Glaub's wohl,“ gibt der Tobias zurück. „Wolle sechs Jahre ist er jetzt fort gewesen.“

Als die Wallina in diesem Augenblick wieder eintritt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm beim gebracht haben, vom Georg,“ sagt er zu ihr.

„Dass er allen Weibern nachläuft?“ fragt die Wallina, steht still und schaut sinnend hinüber.

„Heberhaupt ein leichtes Leben habe,“ er-gänzt der Tobias.

„Eben darum ist es Zeit, daß er heim- kommt,“ sagt die Frau. In den Worten liegt eine große Bestimmtheit, und die Wallina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den verstorbenen, den Vater der Vene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, so lange sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürch- ten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben drüben,“ wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie,“ gibt die Frau trocken zu. „Aber geschrieben hat er es,“ erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben,“ erwidert sie darauf.

Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Vene später in der Küche das Geschirr auf- wäscht, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, steigt die Wallina nach der stammer hin- auf, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlafen hat. Diese Kammer ist frisch geputzt; denn des Sohnes Ankunft hat schon ge- räumt Zeit in Aussicht gestanden. Die Wal- lina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen kurzen Vorhänge und steckt sie am Fenster an; nimmt nachher von der gleichen ... die rotgebläuteten Bett- und ... und zieht sie über. Sorg- liche tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, überfliehet sie die prüfenden Blides, ob alles recht ist, zwist an den Vor- hängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder

vor diesem ... kommen die Gedanken sie an. Da wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche, braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber sechs Jahre machen wohl einen Unterschied und ohne ... wird er wohl nicht mehr gehen wie als ...! Aber da wird er liegen ... und das Haus wird wieder so voll sein, als es noch sein kann. Die anderen, die ... sind, kommen nicht wieder!

Die Wallina ist, in ihr Zimmer versunken, unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, sieht vor sich hin und spinnt ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die anderen: der Anton, der älteste Sohn, den die ... erduldet hat, und seine Frau, die ein Jahr später ... aus ... vielleicht an

wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr floßt es, während sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild, und aus der Aende am Munde heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn wachst. Morgen kommt er, der Georg! Die Wallina freut sich. Es läßt ihr's ... aber das ... ihr. Als sie jetzt ... und die ... verläßt, ist die ... Aende in dem ... Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die ... tritt, über den ... hinaus, auf dem er ... wäre, der Sohn, als ... ihn ... heute ...

Die Amerikaner ... Die ... haben sie schon alle zu Gesicht bekommen. Der Sohn und die ... die am ... wissen noch nichts von ihnen; denn die Amerikaner sind nicht ... sondern ... er hat ... alle ...

Die Amerikaner sind ... gezeichnet, ... Pariser; es ist ... gezeichnet ... die ... ist ... nur ein paar Monate ... dann ... in die neue Welt ...

Nur Andernacht ... nichts von den ... aber auf ... Worte ... alle drei ... auf den ... der Tobias, die Wal- lina und die ... Der Tobias hat ... sein ... ist vom ... am ... als ob es ... damit er ... sei, wenn der ... eintritt. Jetzt wissen sie nicht, wie die ... da ... alles fertig ist und es ihnen nicht der ... wert ... noch irgend eine ... anzu- fangen, ehe der Georg kommt.

Es geht gegen ... als der ... wartete drüben aus den ... Säuerrreihen vor ... Sleg ... Die Vene steht ... am ... und sieht ihn ... hätte ihn nicht ... weiß aber aus seinem ... Neuzeren und aus den ... die er auf seinem Wege da und dorthin nicht und ruht, daß er es sein muß. Sie eilt wie der ... ins Haus.

„Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren ... eilen nicht, zeigen nur in den ... Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn ... entgegenbringen als die ... miteinander treten sie unter die ... Sie kommen aber noch ... Der Georg ist an einem ... der ... hängen ... steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des ... und ... hat auch, als er sieht, wie sie ... auf ihn warten, keine ... sondern ruht nur ein ... herüber, ... noch eins und ... sich dann erst ... Jetzt aber können sie ihn betrachten, wie er ... kommt. Er geht in ... als sie es da zu ... sind, trägt einen ... über der ... einen ... Griff in ... den und hat einen ... auf. Groß ist er geworden!

Die beiden Alten ... und ... in ... und ... nach ... haben ... daß eins ... anderes etwas weiß, das ... fremdes ist in seiner ... obwohl seine ... ge- worden sind, wie die eines ... werden müssen, schwer, ... und ...

So geht die Zeit so werden die ... groß! Die Gedanken der Wallina ... (Fortsetzung folgt.)

Sommerblumen. Voll Heckenrosen steht der Dorn. Die kleinen ... glüh'n und lob'n. Und in dem Korn, dem hohen Korn, ... blühend auf der rote ... Kamillen haben, Stern an Stern, ... getaucht. Und ein ... fern. Der Sommerwind ... Die gelben ... leuchten lieb. Von blauen ... schwankt's im Feld, Das ... wuchert dicht. Und ... blüht die Welt. Und dieses ... leuchtet lacht. Auch mir auf Pfaden ... und schmal; So schreit' ich durch die bunte Pracht Und ... tausendmal. Bald ... nah, bald ... fern: Ich ... keine ... aus. Und ... an Stern an Stern Drängt sich in meinem Sommerstrauch. Blau, weiß, rot, gelb - in bunter Reich', Und grüne ... drein gestreut. Dies ... Sommerallerlei Wem geb' ich's nur, daß es ihn freut? Da kommt ein ... singt und lacht; Im blonden ... glüht rot ein Band; - Dem drück' ich meine Blumenpracht Rasch in die kleine braune Hand. Ludwig Lesken.

schwacher Brust gestorben ist! Aber der Georg, dort im Bett wird er liegen! Wieder unter dem Dach, wo er geboren ist!

Von dem großen Bett wandern ihre Ge- danken zu dem kleinen zurück, in dem der Knabe Georg gelegen hat. Unten in ihrer eigenen Schlafstube stand es. Und -- er war ein schöneres Kind als der ältere Pub, ein Bild war er, der ... rund, pausbäckig, mit den ... hellen, später freilich dunkel gewordenen ... und den großen Augen. Wenn er so wiederkäme! Aber er war schon nicht so ge- gangen. Schlank aufgewachsen war er, hatte die dicken Waden verloren und -- die ... mit der das kleine Kind im Bett gelegen. Einen eigenen Willen hatte er gehabt, der schwer zu ... war. Mit diesem Willen hatte er nach ... durchgeleitet, daß er ... als das ... in ... war und auf einmal zwanzig ... miteinander übers Wasser gingen.

So geht die Zeit so werden die ... groß! Die Gedanken der Wallina ...



Ableuchten nach schlagenden Wetter.

Inmitten der Gruppen von den Bechenplatz betretenden Arbeitern aller Nationen begibt sich der Neueingestellte zur Waschkane. In dem mit Betonboden versehenen Raume, hoch, weit und luftig, hängen von der Decke herab an zahllosen Schnüren Kleidungsstücke und Schuhwerk der Bergleute. Für jede Schnur ist am Haken zur Aufwicklung derselben die ominöse Nummer angebracht. Die sich zwischen den Sachen bewegenden Bergleute reden kaum ein Wort. Schweigend geht das Umkleiden und Rufen für die Schicht vor sich. Wo soll auch eine Unterhaltung unter dem internationalen Proletariat herkommen, welches den Lockungen eines übermächtigen Kapitals hierher gefolgt ist,

um für kargen Verdienst Gesundheit und Leben daranzugeben? So ist alles mürrisch, finster, bleich und stumpf; höchstens daß sich die Lippen zu einem Fluch öffnen!

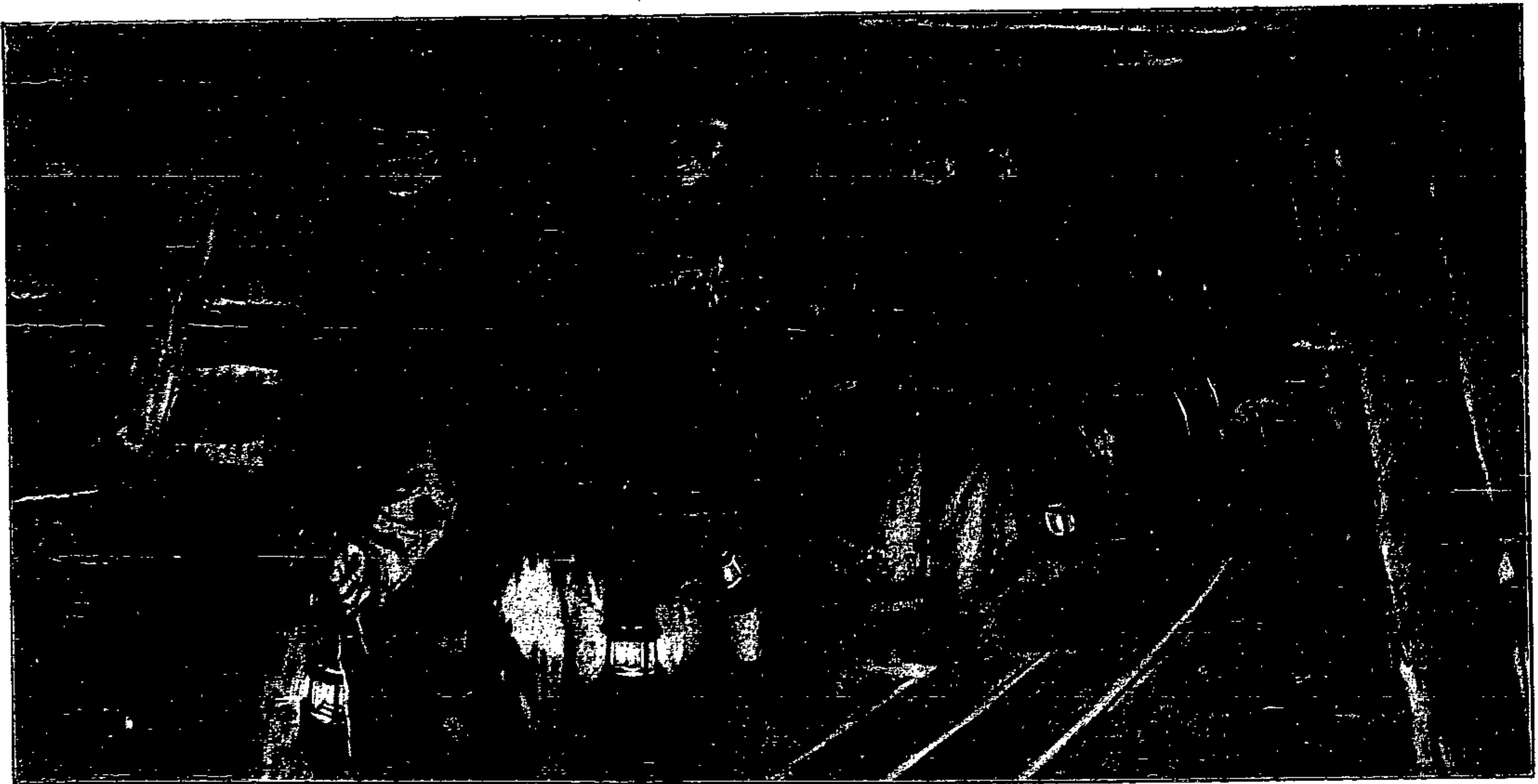
Eiserne Schutzwände über Manneshöhe schließen den Umkleideraum von der Waschkane ab. In gewissen Abständen sind Öffnungen in etwa Türbreite angebracht, die nackten Gestalten gehen durch sie zu und ab. Die aus der Tiefe kommenden schmutzigen und schwarzen Mannschaften entkleiden sich und treten unter die unterhalb der Decke angebrachten Brausen, die unablässig erwärmtes Wasser abgeben. Die fertig gewaschene Leute, mager und herabgekommen im besten Mannesalter, mischen sich triefend unter

ihre zum Beginn der Schicht rüstenden Kameraden. Alles ein webendes Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Das fällt weiter nicht auf; so ist es bei jedem Schichtwechsel, des Tages dreimal, und ein Gehen vor einander hat man sich längst abgewöhnt.

Von der Waschkane gehts eine eiserne Treppe hinunter, vor den Lampenschalter. Innerhalb dieses Raumes sind eine Anzahl Leute beschäftigt, die Sicherheitslampen zu reinigen, mit frischem Öl und Docht zu versehen und anzuzünden. Wieder erfolgt die Abgabe der Nummer, und der Mann am Schalter händigt die mit derselben Nummer versehene Lampe aus. Sie hat einen Drahthafen als Handhabe, ist rund, verschlossen und ziemlich schwer. Am Boden befindet sich ein Stecker, der wie ein zölliger starker Drahtnagel aussieht. Wenn die Lampe durch Stoß, Luftzug oder dergleichen verlöscht ist, zieht man an dem Stecker und stößt ihn dann wieder hinein; durch die so entstehende Reibung wird ein im Innern der Lampe angebrachtes Zündband angebrannt, welches seinerseits wiederum den Docht entzündet. So ist durch diese Einrichtung es ermöglicht, immer Licht zu haben, ohne die Lampe öffnen zu müssen.

Nachdem durch den Eingang der Lampe die Ausrüstung vervollständigt ist, gehts wieder eine Treppe hinauf zur „Hängebank“. Es ist das die Stelle, von der aus die Einfahrt beginnt. Die „Seilfahrt“, deren versuchte Verlängerung neben anderen Mißständen zu dem großen Ruhrstreik führte, dauert in der Regel eine gute halbe Stunde. Während derselben, also der Menschenförderung, darf nichts anderes in den Schacht hinabgelassen werden. Naturgemäß ist der Augenblick des „Hängens am Seil“ der bedenklichste und gefährlichste Moment während der ganzen Schicht.

Um den Korb dicht in Reihen gedrängt stehen die Ansfahrenden. Lautlos und fast scheuen Blickes beobachten sie die Bewegung des Seiles, an dem der Korb hängt. Jetzt steht er still. Der Anschläger, der den Korb bedient, zieht und schiebt eine das Korbgewebe umhüllende schwarze geteerte Leinwand, sogenanntes Wettertuch, in



Ausfahrt.

die Höhe. Dem Innern entsteigen sechs bis acht schmutzige, bleiche Gestalten. Ein einziger unbeschreiblicher Blick ins Licht des Tages — dann gehen sie still, ohne jeden Gruß, an den Seameraden vorüber. Diese haben im Nu den Storbefehl. Das Seil schwankt mit ihm leise hin

und her, bewegt ihn handbreit auf und ab. Der Anschläger zieht die Leinwand wieder herab, die Leute kauern sich halb auf den Boden, die Lampe zwischen den Knien.

Das ganze bizarr menschliche Leben von mehr als 60 Männern hängt an einem einzigen

dünnen Drahtseil. Ein Ruck, ein Miß: der Storbefehl saust in die unheimliche Tiefe. Mit zerstückelten Gliedern liegen die Menschen unten im Fahrgestänge. . . . Der Gedanke spiegelt sich mehr oder weniger im Gesichtsausdruck jedes einzelnen wieder.



Bohrmaschine im Innern des Bergwerks.

Die Arbeit beginnt. Zunächst ein leises Murmeln. Hinter den Ähren dringt es nach der Seele. Ein anderer Zellen. Ein Lichtes Fließen in der Luft. Die abfliegende Feinwand beugt sich weiter. Wie ein Gewühl, als wären unzählige kleine Wesen umhüllt. Plötzlich mal rascher. „Kondensieren!“ In Augen geschlossen, den Atem angehalten, mit fliegenden Pulsen über ich da; neben mir die Stameraden, gleichen Gefühls voll. Unheimliche Stille überall. Auch unter und über uns. Endlich wird Licht und Leben. Wir sind unten, der Storb steht. Erschrickt, wie von einem Alp befreit, atmet alles auf.

Auf der zweiten Sohle, wo wir dem Storb entfliehen sind, bleibe ich in einiger Entfernung vom Schachte stehen. Der Hauer teilt die Leute ein und verweist sie in die Strecken an ihre Arbeit. Mit noch drei Stameraden verfolge ich mich nach einer Doppelseite, in denen von Pferden die stoblenbunte durchgezogen werden. Die Bahn zwischen und neben den Schienen ist angeweidet und morastig. Die Strecke ist mit aller Vorsicht zu begehen, weil in dem aufgeweichten Schlamm vorstehende Schwellen den Wagn leicht zum Falten bringen können.

Durch die Dreieckigkeit des 24stündigen Arbeitstages in 3 mal 8 Stunden hat sich die Praxis herausgebildet, daß die zwei ersten Schichten, die Morgen und Mittagschicht, für eine intensive Stoblenförderung benutzt werden, während die 10 Uhr abends tretende Nacht schicht mit Aufräumungs- und Herstellungsarbeiten beschäftigt wird. Es mag hier eingeschaltet sein, daß eingelegte Ueberstichten in der Regel die Sonnabendnacht verfahren werden. Bei dieser Nachtschicht arbeiten also beide Schichten zusammen.

Wir haben die Aufgabe erhalten, den Morast und Schlamm in der Bahn des Querschlages und aus der längs der Wand sich hinziehenden Möhle — ein angelegter Graben, um das angesammelte Wasser zum Abfluß zu bringen — zu entfernen. Einige Wagen mit Schutt und trockener Mache aus der Koferei von über Tage hereinbefördert, sollen die Strecke wieder gangbar machen, sie für die Förderung in Stand setzen. Ausgerüstet mit Keilhaue und Schaufel machen wir uns an die Arbeit.

Es ist ein eigentümliches Ding, das Arbeiten hier tief im Erdinnern. Vom ganzen Körper riunt ein heißer Schweiß. Aus allen Poren dringt. Ueber das Gesicht läuft es in den Hals, auf Brust, Leib und Rücken bilden sich kleine Minniale, laufen die Beine hinab. Die Bekleidung, nur Hemd und Hose, ist durchnäßt. Bald stellt sich brennender Durst ein. Gierig gehts über die mitgebrachte Zweiliterflasche her. Sie ist nach kurzer Zeit geleert. Selbstverständlich trägt die körperliche Anstrengung auch ein gut Teil zu dieser kolossalen Schweißabsonderung bei. Immerhin aber ist die ungewohnte Luft in Verbindung mit dem be-

hemmenden Gefühl des Engeräloffenheits die Hauptursache dafür; besonders tief im Erdinnern unter 30 bis 40 Grad Celsius.

Wie der Stalt des Zehndelns — man will sich doch nichts merken lassen! — hat sich in der unruhigen roten Sandlöse, da, wo der kurze Schacht tiefer an seinem Ende regiert wird, die Haut gelöst. Es ist eine kolossale „Maze“ entstanden. Bald geht sie auf und verurteilt Brennen. Witterung hat sich derselbe Vorgang auch auf oder am Zeiselinger und Hemen Finger der linken Hand abgespielt. Oberhalb des linken Stalles, da, wo die Schachtel aufliegt und in den Schutt gestossen wird, beginnt es auch zu schmerzen. Auch hier hat sich eine Entzündung gebildet. Unverdroffen geht die Arbeit aber weiter. Die Stunden schleichen träge dahin. . . um die schmerzende brennende Sohle binne ich das Toldentuch. Wieder brennender Durst — und nichts mehr zu trinken!

„Weiter vorn, durch die zweite Wehrtür hindurch und ein Stückchen hin, liegt Wasser,“ wird mir gesagt. Ich nehme die Flasche und ziehe los. Durch die Löcher an der Wehrtür braust ein Sturm und Wind wie Dampf aus einem Abflußrohr. Es bedarf der ganzen Körperkräfte, um die Tür aufzubekommen. Bei der zweiten gehts ebenso. Endlich noch ein Stück Weges hin — das trübe Grubenlicht leuchtet schon auf die Stelle — läuft das nasse Element aus einem Rohre in einen Trog, um aus diesem wieder abzuließen.

Das Labial ist erreicht! Es ist zwar man, lau und müde, schmeckt auch nach dem Mohr — aber es ist doch nass. Es bringt Kühlung, Erfrischung, neues Leben! Nun die Flasche noch gefüllt; und neu belebt und gestärkt, wenn auch mit einem wertwürdigen Gefühl in den Knochen, mache ich mich zurück nach meiner Arbeitsstelle. Die Stameraden, „Scumpels“, wie der bergmännische Ausdruck lautet, arbeiten eifrig weiter. Mann daß ein Wort fällt. Am braunen Hemd und Hose, bei flackerndem Zwielficht gleichen die Männer riesenbaffen gespenstlichen Schalen.

Es ist zwei Uhr nachts! Essenszeit. Das mitgebrachte Butterbrot ist durch das Lagern auf dem feuchten Gestein der Strecke schimmig und weich geworden. Mit den schimmig-schwarzen Fingern muß es gepeckt werden. Man setzt sich auf den bloßen, blanken Boden, auf Schutt und Gestein. Ein Streckenstempel dient als Lehne. In dieser Umgebung, hunderte von Metern tief, von ungeheuren Lasten Gebirgs und Gesteins gleichsam erstickt und begraben, fauert man da. Schwere, intensive, rohe Kraftentfaltung, täglich wechselnde, drohende Gefahren: die Gewohnheit, in dieser Luft zu leben, stumpft den Menschen ab, macht ihn zum Tier. So essen auch wir unser Brot — ohne Ekel vor den schwarzen Spuren unserer Finger zu empfinden.

Tiefe Stille ringsherum. Bleiern hängen die Glieder am Körper. Die Augen schließen sich. . . In den Schläfen hämmerts und

pochts, die Stirn ist heiß und wirt, die Gedanken jagen. . . Die munden Glieder schmerzen, das Wibrieren in den Knochen wird zum Zittern, der Körper ist übermüdet.

„Brennt!“ Hinwegs von ferne an das Ohr. Ich erschauere; doch die anderen regen sich nicht. Plötzlich erschüttert ein dumpfes Dröhnen die Luft, die anderen bewegen sich leicht, dann wird wieder still. Es war ein Sprengschuß, im Wechhan eine alltägliche Erbeinung und darum nicht sonderlich beachtet.

Durch das ruhige Zeben auf dem weichen Gestein in der schweißdurchtränkten Bekleidung ist mir kalt geworden. Ein schüttelndes Kriechgefühl hat sich eingestellt. Einer nach dem anderen erhebt sich leicht. Die Eisen-paare ist zu Ende. Es geht auf drei Uhr. Wieder wird die Arbeit aufgenommen. Nicht lange, da stürzt der Schacht auch wieder in Strömen herab. Ein mitleidiger Stamerad hat mir seine Matrosenlatze zur Verfügung gestellt. „Das Wasser hat uns nicht recht soviel trinken!“ meint er wohlwollend. Wir aber tollerts und murats uns Leibe hernur; es wird mir ganz elend zumute.

Die Zeit verstreicht. Zehn kommen einzeln von hinten vor, mit die Mastabart zu beinamen. Schicht! Der Hauer packt mir das Gewebe am wir beide wollen es weiter hinten in der „Nirte“ dem Deckengewölbe der Strecke verdecken. Man schlotternben Gwein laude ich mir. Meine Kraft geht zu Ende. Die Hosenknäuel sind längst geplakt; ich habe sie eingesteckt, die Schnallen zugezogen und trage die Hosen nun mit der Hand. Auf dem Wege nach dem Hiltort müssen wir alle an dem Wagen mit dem gefüllten Abortkübel vorbei — er steht da zum Abholen bereit.

Vorn und hinter uns wird's lebendig. Aus den Seitenstrecken strömen die Menschen zusammen. Der Hiltort ist ausgemauert, weiß getüncht und die Strecke ist elektrisch erleuchtet. Strahlenförmig gehen die Querschläge vom Hiltort, der den Eindruck eines großen Krengewölbes macht, ab. Längs den Wänden hocht einer an dem anderen, mit dem Lichte vor sich. In ihrer Unbeweglichkeit sieht das alles grotesk gespensterhaft aus. Jetzt erst kann man sehen, wie schwarz, schimmig und elend wir aussehen. Der Kontrast wird noch verschärft, wenn man den Ansehenden der Frühlingschicht ins Gesicht sieht. Diese erscheinen uns in ihrer Keillichkeit noch blässer, beinahe geisterhaft.

Mit jedem abfahrenden Storb kommen wir näher an den Schacht heran. Der Mann vorn schiebt das Tuch in die Höhe, wir kriechen hinein, dasselbe Spiel wie bei der Einfahrt. Ein junger Mensch klappt leise mechanisch einen Gassenhauer zwischen den Zähnen, sonst kein Laut. Die Auffahrt kommt mir jetzt nicht so ewig lang vor wie am Abend die Einfahrt. Wir begrüßen merkwürdig rasch das Tageslicht. Ein Blick hinaus nach dem Himmel. Die Sonne ist aufgegangen. Sie scheint trüb und weiß durch den Dunst- und Nebelschleier herab auf uns. . .

(Schluß folgt.)



Der Hauptkassierer.



Erzählung von Hans Hyan.

Als Herr Simon Wengandt sein Pult und den Tresor vergeschlossen hatte, ging er in den Wasdraum, reinigte sich umständlich und küßte vor dem Spiegel seinen schönen, weißen Bart.

Viele Haare besaß der Sechszwanzigjährige nicht mehr und, wenn seine Geschäftskollegen oder die Stammtischfreunde von einer allzu rasch verlebten Jugend himmelten, so sagte er fein, die ecklosen Zahlenkolonnen seien im Kampf mit seinen besten Zieger geblieben.

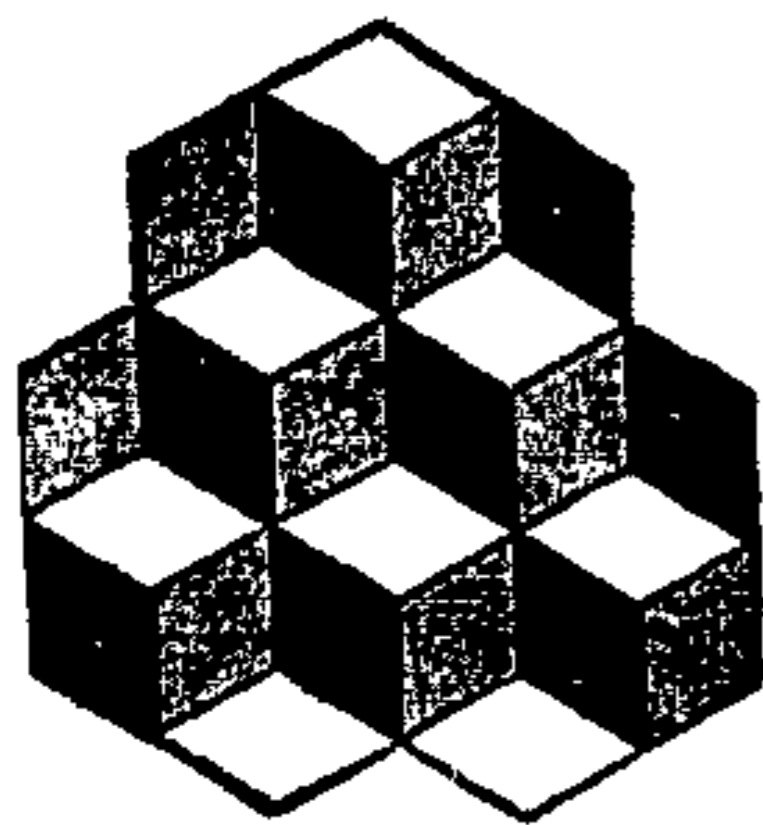
Jetzt half ihm der Lehrling, der in seinem Schalter arbeitete, in den feinen Estimo hinein und mit der Würde, die das Ansehen des Hauptkassierers Karl Zierder sel. Erben so schön repräsentierte, schritt Herr Simon Wengandt hinaus auf die Straße.

Sein rösiges Gesicht, dessen Frisde an genehm kontrastierte mit dem schlohweißen Haar, sah unternehmend genug in die Welt, und mehr als ein Frauenauge weifte wohl gefällig auf dieser behäbigen, in Anbetrobt

ibrer Jahre so prägnanten Erscheinung. Dem Hauptkassierer entgingen diese Blicke nicht, sein Gang wurde noch flotter und, als könne er sein Ziel nicht schnell genug erreichen, pfiß er eine vorüberfahrende Droschke an und sprang hinein, nachdem er dem Kutscher die Adresse eines Juweliergeschäfts gegeben hatte.

Vor dem Laden ließ er halten, sprang aus der Droschke und trat, ganz der reiche Mann, der bei solchen Gelegenheiten nicht knaupert, in den Juwelierladen, wo man ihn, nach der

Eine merkwürdige Augentäuschung. Wenn man die hier abgebildete Figur ansieht, wird man sieben Würfel auf ihr zählen; wenn man sie dann umdreht, so daß der früher obere Rand jetzt den unteren bildet, und wieder die Würfel zählt, wird man ihrer nun sechs finden. Die Erklärung der Erscheinung, die eine sicher sehr amüsante Spielerei bildet, ist sehr einfach, und man darf sie um so eher dem Leser mitteilen, als sie die Möglichkeit keineswegs zerflört, die Figur auch später noch als Spielzeug zu verwenden — im Gegensatz zu manchen anderen optischen Täuschungen, die völlig verschwinden, wenn man sich der Erklärung einmal bewußt geworden ist. Am vorliegenden Falle handelt es sich um eine Art Gewöhnung des Auges, und das Merkwürdigste liegt eigentlich darin, daß der Vorgang zeigt, wie schnell sich das Auge unter Umständen an ein gewisses Bild gewöhnen kann. Wenn man die Figur nämlich in einer der beiden Stellungen ansieht, sind bei sämtlichen Würfeln die (vom Zuschauer) linken Seitenflächen weiß, die rechten gestrichelt, die unteren ganz schwarz. Stellt man nun das Bild auf den Kopf, so sucht das Auge wieder solche Würfel, wie es sie eben erblickt hat, und an die es sich in der doch nur kurzen Zeit des Anschauens schnell gewöhnt hat, das heißt solche, bei denen es links weiße Flächen sieht, rechts gestrichelte und unten schwarze. Die Zeichnung ist aber so angeordnet, daß solcher Würfel, die in der einen Richtung sieben betragen, in der anderen Richtung nur sechs vorhanden sind. Wenn man dann die Figur beiseite legt und nach längerer Zeit wieder betrachtet, so kann es vorkommen, daß die vorherige Gewöhnung des Auges verschwunden ist und dieses auf den ersten Anblick die Parallelogramme der Figur so zusammensetzt, daß bei den jetzt von ihnen gebildeten Würfeln die oberen



Flächen schwarz sind, die linken gestrichelt, die rechten weiß; wenn man dann die Figur wieder auf den Kopf stellt, so sucht das Auge auch jetzt die gleichartigen Würfel auf, und wenn es deren eben sechs erblickt hat, sieht es ihrer nun sieben — waren es aber eben sieben, so sind es ihrer beim jetzigen, zweiten Anblick sechs. Das Auge hat also die Fähigkeit, eine schnell erworbene Gewöhnung auch schnell wieder zu verlieren. Das Erwerben der Gewöhnung wird wesentlich dadurch erleichtert, daß das Auge mit einem Male eine größere Zahl gleicher Objekte sieht, hier also sieben oder sechs; wo die Erscheinung nur einfach vorliegt, bildet sich auch die Gewöhnung, sie zu sehen und dann wiederzufinden, nicht so leicht.

Der sportlustige Amerikaner. Der Amerikaner besitzt eine starke Vorliebe für Spiel und Sport, die er vom Engländer geerbt und eifrig gepflegt hat. Er behandelt Spiel und Sport mit einem Ernst, für den einem nüchternen und gründlich urteilenden Deutschen jedes Verständnis mangelt. Der Deutsche liebt ein Spiel zur Unterhaltung, zur Belustigung; er würdigt einen Sport von gewissen praktischen Gesichtspunkten aus, oder er hat ein ruhiges Wohlgefallen daran, aber niemals oder nur in einzelnen Fällen werden ihm diese Dinge Selbstzweck. Anders beim Amerikaner. Dieser nimmt Spiel und Sport so ernst wie seinen Lebensberuf, geht unter Umständen völlig darin auf; er riskiert Leib und Leben, um es zur „Meisterschaft der Welt“ in seinem Lieblingsport zu bringen. Ein Sport, der viel Geld kostet, bleibt natürlich immer nur auf gewisse Kreise beschränkt. Sehr populär, weil jedermann leicht zugänglich, sind die Ballspiele im Volke. Da kennt man alle Arten und entdeckt immer neue Variationen. Jeder amerikanische Junge ist äußerst geschickt in der Handhabung des Balles und als Erwachsener nimmt er denselben lebhaften Anteil am Ballspiel, wenn er nicht von einem anderen Sport in Anspruch genommen wird. Was ist eine Unmöglichkeit, eine Hochschule ohne ein Ballspielklub? Man geht nicht auf die Menzür, um sich „Schmisse“ beizubringen; man kann den Degen nicht führen, aber mit Pallkelle und Ball muß jeder Student un-

zugehen wissen, und hoch im Ansehen steht der geschickteste Spieler. Häufig werden große Wettspiele zwischen verschiedenen Hochschulen oder auch zwischen den Klubs von Nachbarstädten veranstaltet; im Vordergrund steht bei derartigen Gelegenheiten der Fußballsport. Mit großer Wichtigkeit verfährt die Presse, daß ein Wettspiel vor sich gehen soll. Die Eisenbahnen veranstalten Extrafahrten nach dem sorgfältig ausgewählten Spielplatz, damit die Einwohnerschaft der ganzen umliegenden Teile den Genuß haben kann, dem Spiele beizuwohnen. Hohe Tribünen werden errichtet, um den anströmenden Massen eine gute Uebersicht und bequemen Platz zu gewähren. Klein und Groß, Alt und Jung macht sich freudestrahlend auf die Beine, denn kein schöneres Vergnügen gibt es, als dem mit aller Wildheit geführten Kampfe zwischen erprobten Fußballspielern zuzuschauen. Man muß Amerikaner sein, um diesen „Genuß“ zu würdigen. Ein gemüthlicher Deutscher gewahrt mit Schrecken, daß blutiger Ernst sich in das Spiel mischt, was dennoch als Zeitvertreib gelten soll. Es ist kein harmloses Vergnügen mehr, sondern die Fußballspieler liefern sich eine regelrechte Schlacht, nach allen Sportsregeln, um jeden Vorteil auszunützen und dem Gegner das Terrain streitig zu machen. Dabei gehen die Spieler nun mit ungläublicher Rücksichtslosigkeit, mit Brutalität vor. Maschinenhafte leichte und viele schwere Verletzungen, Arm- und Beinbrüche, auch Todesfälle hat jede größere Fußballschlacht im Gefolge. Für die Verpflegung von Verwundeten ist, wie im Kriege, schon Vorseege getroffen, ehe noch der Kampf beginnt. So mancher Professor hat sich viele Mühe gegeben, den Fußballsport zu bekämpfen und die Studenten zu bewegen, sich harmloseren Spielen zuzuwenden, aber die Jugend lacht über die sorgenden Alten. Gerade in dem gegenseitigen Wessen der rohen Kräfte liegt für den Amerikaner ein ganz besonderer Reiz.

Und wie jubelt die Menge der sitzenden Partei zu!

Ueber den Verlauf des Kampfes werden Telegramme ausgesandt, um die Dahergebliebenen zu unterrichten, wie das so wichtige Ereignis mit seinem wechselnden Glücke sich vollzieht. An den Zeitungsgebäuden werden die Depeschen öffentlich bekannt gemacht; auch werden Extrablätter herausgegeben.

Nur schwer und langsam hat sich das Turnen, wie es in Deutschland so beliebt ist, bei den Amerikanern Anerkennung erworben. Es ist ihnen — man möchte fast sagen — zu harmlos. Bei den Amerikanern deutscher Abkunft und bei den ansässigen Deutschen hat die Turnerei dagegen viele Freunde und wird sehr gepflegt.

Hoch im Ansehen steht der Faustkampf, das Preisboksen; er gilt als Krone allen Sports und aller Spiele. Handelt es sich nur um harmlosen Sport, dann wird ein dickepolsterter Handschuh über die Faust gezogen, so daß man dem Gegner selbst bei den kräftigsten Stößen keinen ernstlichen Schaden zufügen kann. Das genügt aber dem echten „sportsman“ nicht und er zieht nur einen einfachen Lederhandschuh über und boxt auf den Gegner mit aller Kraft, aber streng nach den Sparisregeln, los. Diese Regeln verbieten z. B. aufs strengste, daß ein Stoß nach den Körperteilen unterhalb des Gürtels geführt wird. Läßt sich der eine in der Hitze der Leidenschaft zu einem solchen Stoß verleiten, wird der Sieg sofort seinem Gegner zugesprochen.

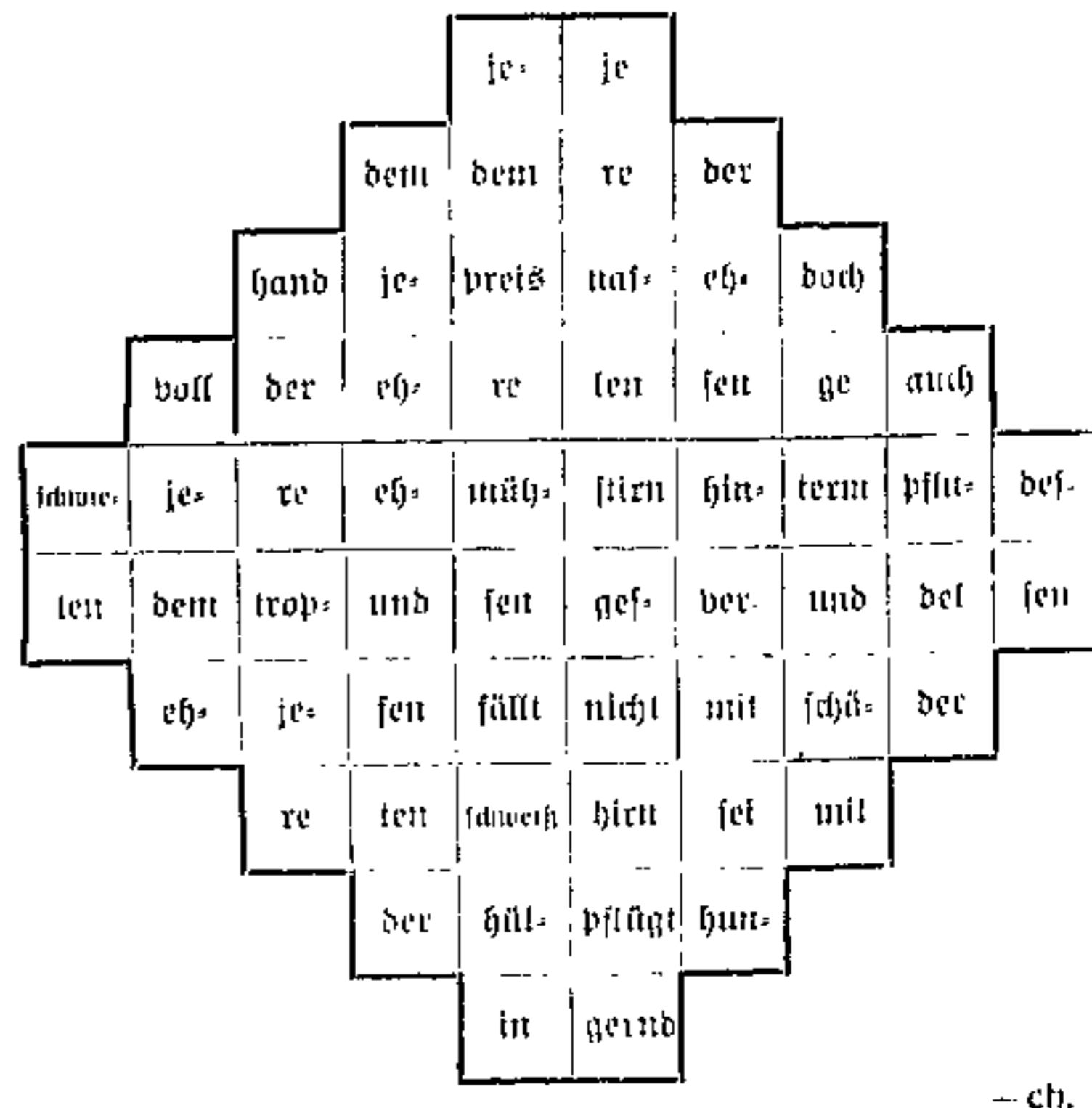
Der stärkste Faustkämpfer — Preisboxer — genießt die uneingeschränkte Bewunderung aller Männer, Weiber und Kinder, die an Spiel und Sport nur irgendwie Gefallen finden. Sein Name ist berühmt in den ganzen Vereinigten Staaten. Er ist der Nationalheld und große Aufregung herrscht in allen Sportkreisen und weit darüber hinaus, wenn sein Anspruch auf die Meisterschaft herausgefordert wird. Alle amerikanischen Zeitungen, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean, von Kanada bis Mexiko berichten eingehend darüber. Am Tage des Entscheidungskampfes treten alle übrigen Weltereignisse in den Schatten.

Das ist nicht übertrieben. Man muß die ungeheure Aufregung miterlebt haben, die die Bürgerschaft einer großen Stadt ergreift, wenn in ihrem Bereich die Entscheidung fallen soll! Vom Bürgermeister bis zum kleinsten Straßenjungen, der Zeitungen feil hält, blickt jeder dem großen Moment mit Spannung entgegen. Freilich handelt es sich dabei noch um etwas anderes, nämlich um Geldinteressen. Ein wildes Wettjieber bricht los. Ungeheure Summen stehen auf dem Spiele. Jeder wettet auf den vermeintlichen Sieger. Darüber ließe sich auch viel sagen in Verbindung mit Sport und Spielen, doch das ist ein Kapitel für sich . . .

Das Kegelspiel gehört zu den Unterhaltungsspielen altgermanischen Ursprungs. Das Wort Kegel wird aus dem althochdeutschen *kegil* abgeleitet. Ursprünglich war das Kegelspiel wohl nicht weiter als ein Steinschleudern nach einem bestimmten Ziel. Aber auch den klassischen Völkern des Altertums war das Kegelspiel nichts Unbekanntes. So war das „Steinschießen“ der Griechen der Penelope im Hause des Odysseus nicht anderes als eine Art Kegelspiel, wenn auch zahlreiche Philologen diese Deutung verworfen haben. Eine eingehendere Beschreibung des Kegelspiels gibt aber erster Hugo v. Trimberg im „Mener“. Diese aus dem 13. Jahrhundert stammende Schrift kennt nur drei Kegel. Von derselben Zeit an verbreitete sich auch erst allmählich das Kegelspiel, bis es im 16. Jahrhundert Allgemeingut geworden war. Das erfahren wir auch aus dem um diese Zeit entstandenen altgermanischen Gedicht Wurners „Kegelspiel“ gebrachten aus dem jetzigen Jyhracht des glaubens 1522. Von Deutschland gelangte das Spiel hinüber nach Holland, England und Frankreich, wo es (1370) von Karl V. unterjagt wurde. Der Gebrauch der Kugeln kam in England erst verhältnismäßig spät auf; ein Wursholzclubkayles geheißen betrat zuerst die Stelle der Kugeln.

Das Kegelspiel wird in der Gegenwart auf mancherlei Art gespielt; man kennt Spiele mit 3 Kugeln, sowie solche mit 5, 7, 9, 15 und 17 Kugeln. Beim Spiel selbst unterscheidet man Hamburgern, Partens, Lübeckern, Boule, Kurzschuß und das Spiel mit der hängenden Kugel; einige dieser Spiele greifen bereits auf Gebiete des Billardspiels hinüber.

Königszug-Aufgabe.



Auflösung der Schach-Aufgabe.

W. 1. Te2-a2. — S. 1. h2-h1 L. — Bei der Verwandlung eine Dame oder einen Turm würde Schwarz sofort mattsetzen.
 W. 2. Le4-c2. — S. 2. Lh1xg2 matt.
 A.
 S. 1. h2-h1 S. — W. 2. Sd1-b2. — S. 2. Sh1-f2 matt.

Auflösung des Logogryphs.

Gram — Grab.

Auflösung des Rätselsprungs.

Das Gestein ist wie eine weiße Blume —
 Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
 Begrab's mit feiner Schmach und seinem Ruhme
 Und weht nicht länger an dem Leidentuch.
 Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen
 Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei;
 Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
 Der Menschheit auf dem Altar der Partei!

Georg Herwegh.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!